
Editorial

AM 22. JANUAR 2017 wurde die Beraterin des amerikanischen Präsidenten, Kellyanne Conway, in einem *Meet the Press*-Interview gefragt, warum der Pressesprecher des Präsidenten kurz zuvor eine »nachweisliche Lüge« bezüglich der Zahl der in Washington zur Amtseinführung Trumps zusammengekommenen Menschen geäußert habe. Conway antwortete: »Our press secretary, Sean Spicer, gave alternative facts [...]«. Das war nicht nur eine Manifestation oder Überbietung von Orwellianischem »Newspeak«. Es war ein Moment, in dem sich ein Bruch mit dem in der westlichen Kultur bislang allgemein anerkannten Paradigma, worin die Faktizität von Daten – seien es Bilder, Zahlen, Aussagen – gründet, offen aussprach. Es war sozusagen ein ironischer Moment der Wahrheit – ironisch, weil dieser Moment einen Höhepunkt des »Post-Truth«-Zeitalters darstellte.

Doch welche Wahrheit? Dass es dazu unterschiedliche und zum Teil kontroverse Auffassungen gibt, zeigen die verschiedenen Deutungen und Instrumentalisierungen, die dieser Moment der Wahrheit in der Folge erfuhr. Der Debatten teil der letzten Ausgabe der *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* hat bereits einen Teil dieser Kontroverse um die Deutung des Phänomens von »fake news« und »alternative facts« dokumentiert. Der Schwerpunkt der vorliegenden Ausgabe setzt diese Kontroverse fort, und zwar deswegen, weil die Kultur- und Medienwissenschaft in mehrfacher Weise vom Ereignis »alternativer Fakten« und den sich anschließenden Kontroversen um ihre Bewertung herausgefordert wird. Sehr schnell wurde nämlich klar, dass die Antwort auf die Frage, welche Wahrheit sich in jenem Moment kundtat, als die Welt aus dem (sich dabei merklich verziehenden) Munde von Kellyanne Conway vom Wunder der Existenz alternativer Fakten erfuhr, nicht einfach nur banal war. So banal wie die Tatsache, dass ein infantiler Narzissmus zur Richtschnur für die Konstruktion der offiziellen amerikanischen Regierungsversion von Wirklichkeit geworden ist, ein Narzissmus, der das, was ist (und wofür es zureichende Gründe gibt), zugunsten dessen verwirft, von dem er möchte, dass es stattdessen sei.

Die Strategie, mit der viele wohlmeinende und dem *common sense* verpflichtete PublizistInnen und KulturwissenschaftlerInnen der Verkündung der Existenz alternativer Fakten begegnen, besteht darin, den traditionellen Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge zu verteidigen und den anscheinenden Irrsinn alternativer Fakten mittels a) Nominalismus und b) Normalisierung zu entschärfen. Das nominalistische Argument gegen »alternative Fakten« besagt schlicht, »alternative

Fakten« seien nichts anderes als Lügen (Chuck Todd war der erste, der so argumentierte). Die nominalistische Beschwichtigungsstrategie geht davon aus, dass sich alles Sprechen in einen »eigentlichen« und einen »uneigentlichen« Sprachgebrauch unterteilen lässt. So meint eine Philosophie des *common sense* oder der Alltagssprache das Problem aus der Welt schaffen zu können, indem sie die Welt vom falschen Sprachgebrauch reinigt.

Wenn man jedoch in Abkehr von dieser Position bezweifelt, dass es so etwas wie einen »eigentlichen« und einen »uneigentlichen Sprachgebrauch« gibt, wenn man also die Denkmöglichkeit »alternativer Fakten« ernst nimmt als ein epistemisches Ereignis, dann wird es für die Medien- und Kulturforschung zu einer dringlichen Aufgabe, die Wissens- und Medienarchäologie des Faktums aufzuarbeiten. Der Grund, warum die Wortschöpfung »alternative Fakten« paradox erscheint, besteht offenbar darin, dass er unserem modernen Faktenbegriff widerspricht, demnach ein Faktum eben deshalb ein Faktum ist, weil es keine Alternative haben kann. Im modernen Verständnis können Tatsachen wohl alternative Deutungen haben, aber das Postulat eines alternativen Faktums kommt dem Postulat einer Spaltung der Realität beziehungsweise einer Verdopplung der Welt gleich.

Das normalisierende Argument führt anschließend an, dass Politiker schon immer gelogen hätten und dass dem, der dem Köhlerglauben anhängt, entsprechend instruierte Pressesprecher würden nicht versuchen, die Dinge schön zu färben, halt nicht zu helfen sei. An der grundlegenden Geltung der herkömmlichen moralischen Ordnung von Wahrheit und Lüge sowie persönlicher Glaubwürdigkeit ändere dies allerdings nichts. Frank Sesno, prominenter Journalist und Director der School of Media & Public Affairs der George Washington University, versicherte auf dem CNN-Panel am 22. Januar 2017: »Credibility matters« – mit Hinweis auf die Lügen diverser Vorgänger Trumps im Oval Office: Johnson, Nixon, Clinton, Bush. Aber eben diese Gewissheit ist ins Wanken geraten, und das ist die Herausforderung. Hier hört die Wahrheit, die mit der Verkündung der Existenz »alternativer Fakten« zutage getreten ist, auf, ganz so banal zu sein. Denn Glaubwürdigkeit wird plötzlich ganz neu verstanden: Für den rechtsnationalen Schweizer Journalisten Roger Köppel klingen selbst die Lügen Trumps »ehrlicher« als die »hochgestochenen Pseudowahrheiten« seiner Konkurrentin Clinton. Dass Glaubwürdigkeit von Unehrlichkeit nicht erschüttert, ja durch Lügen gar gestärkt werden kann, ist neu. Wenn Glaubwürdigkeit sich vom Sagen der Wahrheit trennen lässt, dann, weil sie im Besitz einer alternativen Wahrheit ist, deren Evidenz auf den Rekurs auf das Tatsachenkonzept verzichten kann, das seit ca. 250 Jahren Kern westlicher Wissenschaft ist. Ihre Evidenz gewinnen alternative Fakten paradoxerweise gerade aus ihrer Nichtevidenz im üblichen Sinne, also daraus, dass genau nichts für sie spricht, so wie im Fall der Menschenmenge bei Trumps Amtseinführung, deren geringer Umfang auf Photographien unzwei-

felhaft zu erkennen war. George W. Bush hatte immerhin noch versucht, der Öffentlichkeit Evidenzbeweise für die erlogene Existenz der irakischen »weapons of mass destruction« vorzulegen, und zu diesem Zweck einen eigenen Arbeitsauftrag an die CIA erteilt, die diese Evidenzen wider besseres Wissen zu liefern hatte. Und umgekehrt: Was für die Tatsachen im üblichen Sinne spricht (nämlich, dass sie evident sind wie die geringe Zuschauerzahl), zeugt gerade nicht von ihrer Wahrheit, sondern davon, dass sie Erfindungen einer Verschwörung sind, an der die institutionalisierten Massenmedien und die institutionalisierte Wissenschaft gleichermaßen partizipieren. Wenn alle Medien übereinstimmend berichten, der Mount Everest sei der höchste Berg der Erde (um ein Beispiel zu wählen, dass dem Interesse des amtierenden US-Präsidenten an *matters of size* entspricht), ist das nicht mehr zwingend ein Indiz dafür, dass es sich auch so verhält, sondern könnte auch Bestandteil einer Verschwörung sein, deren Ziel ist, zu vertuschen, dass in Wahrheit der Denali der höchste Berg der Erde ist.

Es geht also bei der Krise der Evidenz, die die Denkmöglichkeit alternativer Fakten fundiert, nicht mehr darum, Statistiken anzuzweifeln, oder um die alternative Interpretation von Tatsachen. Es geht nicht um Täuschung, sondern um Verwerfung von Realität (im psychoanalytischen Sinne), die mit der Nichtanerkennung aller Kriterien argumentiert, die Referenzialität begründen. Deshalb gibt es zwischen den Leugnern des Evidenten und den Verteidigern des Faktischen letztlich keinerlei Konsensmöglichkeit und, mangels anerkannter Referenzialität, nicht einmal eine Diskussionsmöglichkeit mehr, ganz so, wie Jean-François Lyotard dies als die Situation des »Widerstreits« beschrieben hat, in der nicht einmal mehr ein gemeinsamer Diskurs existiert, in dem wenigstens der Dissens formulierbar wäre.

Bruno Latour hat in seinen Texten über die Konstruktion von Referenz in den Wissenschaften die Kriterien der Faktizität benannt: Solange sich eine Kette von Übertragungsoperationen von den Dingen zu den Zeichen Schritt für Schritt lückenlos rückverfolgen lässt, gilt die Referenzialität eines Zeichens als evident und die damit getroffene Aussage als Tatsache. Nach medienwissenschaftlicher Überzeugung jedoch ist diese Übertragungskette im Wesentlichen ein von Medien, von Techniken des Speicherns, Übertragens und Verarbeitens abhängiger Prozess. Faktizität ist ein Medienprodukt. Mit dem Begriff des »Medien-Ereignisses« ist zum Beispiel der Sachverhalt erfasst worden, dass Medien und Geschichts- »Tatsachen« in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis stehen. Was wirklich ist oder was als Realität anerkannt wird, ist nicht von den Operationen der Medien zu trennen. »Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen«, schrieb Niklas Luhmann in seinem Buch *Die Realität der Massenmedien*, »wissen wir durch die Massenmedien. Das gilt nicht nur für unsere Kenntnis der Gesellschaft und der Geschichte, sondern auch für unsere Kenntnis der Natur.« Seit dem Linguistic Turn und dem Practical Turn war es ein zentrales Anliegen

der Science bzw. der Science and Technology Studies gewesen, aufzuzeigen, dass und wie wissenschaftliche Tatsachen sozial konstruiert werden. Wie durch die Arbeiten von Hans-Jörg Rheinberger, Tim Lenoir, Bruno Latour, Peter Galison, Lorraine Daston und anderen unterstrichen wurde, sind daran auch Aufzeichnungs- und Visualisierungstechniken (Medien also) maßgeblich beteiligt. Wenn, philosophisch formuliert, »nichts ist ohne zureichenden Grund« (Leibniz), dann sind es, nunmehr medienphilosophisch gewendet, eben die Medien, die diesen Grund legen, weil sie die Referenzketten hervorbringen, denen sich das Faktum verdankt. Dieser Gedanke lässt sich bis zu Martin Heidegger zurückverfolgen, der in seinem Versuch, die ontologischen Dimensionen des Wortes »zureichend« auszuloten, von der Zustellung der Post gesprochen hat. Jacques Derrida spricht im Anschluss daran von den Technologien des Sendens, ohne die nichts einen Grund hat und damit überhaupt ist.

Mit dieser Einsicht argumentiert nun auch ihrerseits die Verwerfung der Referenz, die alternative Fakten möglich macht. Sie bezieht sich ebenfalls auf die mediale Konstruktion von Evidenz und damit dessen, was als Realität anerkannt wird. So operiert sie mittels einer These, auf die auch zahlreiche Forschungsprojekte und Einzelfallstudien der Kultur- und Medienwissenschaft abgezielt haben. Insofern sie sich dabei in nicht unwesentlichem Maße der Rezeption des französischen Poststrukturalismus verdanken, vor allem den Arbeiten Michel Serres', Michel Foucaults, Gilles Deleuze' und Félix Guattaris und in gewissen Maße auch Jacques Derridas, haben manche daraus den vorschnellen Schluss gezogen, dass der Poststrukturalismus den diskursiven Strategien der Leugner des Klimawandels Vorschub geleistet habe. Bruno Latour hatte schon 2006 auf die vermeintliche Krise des »kritischen« Denkens aufmerksam gemacht, die sich darin zu manifestieren scheint, dass Positionen, die jahrzehntelang Positionen des sozialen Konstruktivismus, der Dekonstruktion, der Diskursanalyse gewesen waren, nun von Strategen der Republikaner (in den USA) und von rechtsnationalen Lobbyisten des Großkapitals in anderen Ländern als Argumente gegen die Faktizität des Klimawandels angeführt würden. Allerdings meint Latour mit »Kritik« genau das Gegenteil dessen, was in der Tradition der Kritischen Philosophie im Anschluss an Immanuel Kant darunter verstanden wird. Für Latour wollte die Kritik sagen, »dass es nirgends festen Grund gibt«. Dem kritischen Geschäft Kants ging es jedoch ganz im Gegenteil darum, festen Boden zu schaffen für die wissenschaftliche Erkenntnis von Tatsachen überhaupt.

Der Wahlkampf und der Wahlsieg Trumps haben dieser kurzschlüssigen Idee Latours neue Anhänger verschafft. »Fake news« und a fortiori die Unwortschöpfung Kellyanne Conways haben einen Theorie-Revisionismus wachgerufen, dessen Vertreter nach jahrzehntelanger, offenbar unüberwundener Kränkung durch Diskursanalyse und Dekonstruktion nun als Trittbrettfahrer Trumps und Bannons

die Gelegenheit ergreifen, den »Postmodernismus«, den »sozialen Konstruktivismus« oder gar eine »postmoderne Linke« für »fake news« und »alternative Fakten« verantwortlich zu machen. Diese seien die Folge eines unter der »postmodernen« oder »kulturwissenschaftlichen« Linken verbreiteten *anything goes*, eines zynischen Spiels mit bloßen Worten, der frivolen Behauptung, »alles« sei nur eine beliebige »Konstruktion«, sowie der Behauptung, Wissen sei ohnehin von Glauben nicht mehr zu unterscheiden.

In der Auseinandersetzung mit diesen rückwärtsgewandten Positionen lohnt es sich, in der Geschichte des Faktischen tatsächlich ein wenig zurückzugehen. Wie Barbara J. Shapiro in *A Culture of Fact* ausführt, war auch in England das Konzept der »matters of fact« im Recht bereits fest etabliert, bevor es von der Naturphilosophie übernommen wurde. Ein »matter of fact« war ursprünglich keine etablierte Wahrheit, sondern eine behauptete Tat, die ebenso gut »fiction« sein konnte. Solange Fakten etwas waren, das durch zureichende Dokumente und glaubwürdige Zeugenaussagen erst bewiesen werden musste, waren alternative Fakten durchaus kein Paradox. Erst im 17. Jahrhundert erhielt »fact« die Bedeutung von etwas, das bereits verifiziert ist, also feststeht. Was in der juristischen Diskurspraxis Fakten schuf, das Beweisverfahren, wurde in den empirischen Naturwissenschaften zu einer Methode, mittels präziser Beobachtung und Messung »objektive Erkenntnisse« zu generieren. Im dem Maße, wie Beobachtung und Messung dabei Instrumente einsetzte (durch die das Beobachten und Messen selbstreferenziell wurde), transformierte sich die juristische Praxis des Beweises in eine soziale, kultur- und medientechnische Praxis wissenschaftlicher Erkenntnis. Wissenschaftler wie Robert Boyle und andere Mitglieder der Royal Society insistierten auf der Möglichkeit, Daten zu sammeln, die völlig frei von jeder theoretischen Komponente seien. Dennoch war (wie Mary Poovey nachweist) noch im 19. Jahrhundert faktenkritischen Zeitgenossen bewusst, dass dem Begriff »fact« eine merkwürdige Ambivalenz innewohnt. In Vorwegnahme der *matters of concern* von Bruno Latour beklagte 1838 einer der Herausgeber der *London and Westminster Review*, ein Mr. G. Robertson, dass das Wort »fact« eine Ambiguität aufweise. Es würde nämlich einerseits »evidence« bedeuten und andererseits »anything which exists«. Die Tatsache als die Sache, wie sie sei, ohne Beziehung zu irgendetwas anderem, sei ein »matter of no importance or concern whatever«; erst »the fact viewed as evidence« sei von Bedeutung. Diese Erkenntnis, dass erst wenn Fakten in Evidenz aufgehen, in Beweis- und Vergewärtigungstechnik mithin, die Rede von Fakten Sinn macht, sollte den Hintergrund jeder Diskussion alternativer Fakten ausmachen.

Die Krise des Faktischen ist im Grunde eine Krise der Evidenz, insofern in unserer Kultur das Faktische gleichbedeutend mit dem Evidenten ist. Zum modernen Begriff der Evidenz gehört seit John Locke, dass *evidentia* von Propositionen erzeugt wird, die von einer Beziehung zwischen Ideen und Dingen gestützt

werden, die wiederum außerhalb unseres Verstandes existiert, die also unabhängig ist von dem, was wir darüber denken oder fühlen. Das ist es, was wir heute als »objektiv« bezeichnen, und das ist es, was die Evidenzmacht technischer Aufzeichnungs- und Übertragungsverfahren ausmacht. Wir gehören einer Epoche an, in der Tatsachen nicht unabhängig von Techniken existieren. Eben diesem Konzept der Evidenz widerspricht der Diskurs des »Postfaktischen«, der konstatiert, dass eine Tatsache nicht evident ist, wenn sie nicht dem entspricht, was einem das Gefühl sagt. Es lassen sich genügend Beispiele von Reden von AfD-Politikern und anderen rechtspopulistischen Parteienvertretern anführen, die die Evidenz von »Tatsachen« (wie etwa, dass täglich tausende illegale Flüchtlinge über die bayerische Grenze nach Deutschland kämen) abhängig machen vom Gefühl »der Bürger«, dass dem so sei, auch wenn alle verfügbaren Daten dagegensprechen. Interessanterweise entspricht dies ziemlich genau dem antiken Begriff der *evidentia*, der nicht im szientifischen Diskurs des Rationalismus, sondern in der Rhetorik angesiedelt war. Für Quintilian nämlich konnte eine Beschreibung nur dann evident sein, wenn es dem Redner gelang, in seinen Zuhörern das *Gefühl* zu erzeugen, dass die Beschreibung wahr sei. Es ist also nicht die Postmoderne, die für das postfaktische Zeitalter und die Denkmöglichkeit alternativer Fakten verantwortlich ist, sondern eine Prämoderne. Und »alternative Fakten« sind aus wissenschaftlicher Perspektive eigentlich »alternative Evidenzen«.

Nun wäre es allerdings angesichts der Geschichte der modernen *Tatsache* fatal, wenn die Kultur- und Medienwissenschaft (oder auch die Wissenschaftsgeschichte) zwecks Abwehr des Konzepts »alternativer Fakten« zum Glauben an den Tatsachenbegriff des 19. Jahrhunderts und das ihn tragende Konzept von Objektivität zurückkehren würde. Der eigentlich perfide Effekt der »alternativen Fakten« wäre demnach, dass alternative Fakten uns dahin treiben, die Rettung in einer Rückkehr zu positivistischen Wahrheitskonzepten zu suchen. Wie Connolly und Lang übereinstimmend in der *Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung* 9/1 (2018) unterstrichen haben, braucht es bessere Gründe als den Kampf gegen »alternative Fakten«, um zu den Konzepten des Positivismus zurückzukehren (und die sind nach wie vor rar). Kein Revisionismus und schon gar kein unter der Fahne des Positivismus segelnder Revisionismus wird uns in Zukunft die mühsame Arbeit von Wissensarchäologie, Dekonstruktion und historischer Medienwissenschaft ersparen. Eine Dekonstruktion dessen, was Tatsache genannt wird, hätte die Kulturtechniken der Evidenzerzeugung zu reflektieren, um das Verschwinden der Tatsache in der Evidenz als Effekt von Schrift, Narrativen und technischen Medien zu entlarven. Dieser Dekonstruktion ginge es darum, den Mythos der sich selbst präsenten Wahrheit, wie er dem modernen Tatsachenbegriff zugrunde liegt, als Zustellung, Geschick oder Schaltung der *techné*, als Effekt einer Evidenztechnologie auszuweisen. Nicht aber, und das ist entscheidend, um alternative Tatsachen zu

postulieren, die sich auf alternative Modi der Evidenz und alternative Medien der Evidenzerzeugung stützen, sondern um die elementare und unhintergehbare *innere* Alter-Nativität *einer jeden* Tatsache – im Sinne einer wesenshaften Zerteiltheit und Medialität – sichtbar zu machen. Vor allem aber ist die Nichtselbstpräsenz von Tatsachen – ihre mediale Zerteiltheit – nichts, worüber das Sprechen oder Handeln irgendwelcher Subjekte, ob dies nun Politiker, Beraterinnen, Parteistrategen oder Influencer sind, verfügen kann. Die Unverfügbarkeit der Sprache als etwas dem Ich radikal Äußerlichen, ebenso wie die Exzentrizität des Subjekts, die sowohl die Dekonstruktion als auch die Diskursanalyse als auch die Medienwissenschaft immer wieder aufs neue herausarbeiten, sind mit den autoritären Sprachvereinnahmungspraktiken rechtspopulistischer bzw. faschistischer Aktivisten unvereinbar und werden es immer sein. Ob es das Agencement von Deleuze und Guattari, die Spur Derridas, die Ordnung des Signifikanten Lacans, das Archiv Foucaults oder das Aufschreibesystem Kittlers ist: Immer handelt es sich um Figuren der *techné*, die jenseits der Verfügungsgewalt eines Sprecher-Ichs liegen.

Die Wahrheit, die mit der Proklamation »alternativer Fakten« von höchster staatlicher Stelle offenbar wurde, ist, dass es nicht mehr möglich ist, zwischen Technologie auf der einen Seite und Theorie, Wissenschaft und Rationalität auf der anderen zu unterscheiden. Es geht nicht um das »Elend der Kritik« und auch nicht darum, dass eine »kulturwissenschaftliche Linke« sich selbst dekonstruiert habe. Es geht darum, die Lehre der »alternativen Fakten« zu akzeptieren, dass Wissenschaft »Techno-Wissenschaft« ist, und das bedeutet, dass eine wesentliche Verwandtschaft objektives Wissen, den Satz vom Grund und eine bestimmte metaphysische Bestimmung der Beziehung zur Wahrheit zusammenbindet. Mit den »alternativen Fakten« hat sich die operationale Ontologie des Medienzeitalters die Sprech-Maschinerie (Twitter, Pressesprecher, Beraterinnen, Breitbart) einer rechtspopulistischen und nationalistischen Regierung als Bühne für ihr Entbergungsgeschehen ausgesucht. Denn was durch Trump und seine Clique geschieht, ist nichts anderes als ein Entbergungsgeschehen: Entbergung der modernen metaphysischen Bestimmung der Wahrheit. Spicer und Conway haben auf ihre Weise gesagt oder »performed«, was vor ihnen Heidegger und Derrida deutlich ausgesprochen haben: dass wir in der Moderne nicht länger den Satz vom Grund (bzw. das Vernunftprinzip) vom Gedanken der Technologie auseinanderhalten können. Diese Erkenntnis mag für alle Seiten unbequem sein, für die Medien- und Kulturwissenschaft ebenso wie für diejenigen, die zur alten »objektiven Wahrheit« zurückkehren wollen. Doch die poststrukturalistischen Denker und ihre Vordenker für die *conditio tecnologica* der Wahrheit verantwortlich machen zu wollen, die sie festgestellt und beschrieben haben, wäre nichts weiter als Unsinn.

Weimar, August 2018

Die Herausgeber